

Bankhauses Schwarz in Stuttgart, der Stadt Bad Mergentheim sowie dreier Adliger. Im Zusammenhang mit dem Ausbau des Kurbetriebs wurden bis 1932 vier Quellen rechts der Tauber am Fuß des Arkauberges in unterschiedlicher Tiefe erbohrt und gefaßt: 1828 die Karlsquelle I in 7,5 Meter Tiefe (heute 28 Meter), benannt nach dem württembergischen Kronprinzen Karl, 1907 die Wilhelmsquelle in 14 Meter Tiefe, benannt nach dem württembergischen König Wilhelm II., 1925/27 die Karlsquelle II in 31 Meter Tiefe und etwa im gleichen Zeitraum die Albertquelle in 30 Meter Tiefe, benannt nach dem Aufsichtsratsvorsitzenden der damaligen Betreibergesellschaft, Kommerzienrat Albert Schwarz.

Zwei Drittel des Inhalts von „Erquickung grünert um die Brunnenschale“ ist der Entwicklung und Gegenwart des Heilbades unter der 1932 von Stadt und Landkreis gegründeten „Kurverwaltung Bad Mergentheim GmbH“ gewidmet, in die 1950 als dritter Gesellschafter das Land – damals noch Württemberg-Baden – eintrat. Ähnlich wie nach dem Ersten Weltkrieg erlebte Bad Mergentheim auch nach dem Zweiten Weltkrieg einen starken Entwicklungsschub. In den Jahren 1952–1954 wurde eine neue Bohrung bis zu einer Tiefe von 551 Meter durchgeführt, die zu der nach dem damaligen Kurdirektor Arthur Paul benannten, eine hochkonzentrierte, kohlenäurereiche Sole spendenden „Paulsquelle“ ausgebaut wurde. Sie speist heute das Mineral- und das Wellenbad des 1973–1975 entstandenen Freizeitentrums „Solymer“ am Arkauberg.

Es war, wie die Leserinnen und Leser erfahren, ein weiter und nicht immer gradliniger Weg vom noch recht biedermeierlich anmutenden Familienbad des 19. Jahrhunderts zum modernen Kur- und Heilbad von heute. Im 20. Jahrhundert entstanden zahlreiche Kuranstalten, Privatpensionen, Sanatorien und Hotels. Eine Kurkapelle und ein Kurtheater erweiterten das kulturelle Angebot, prominente und adlige Kurgäste setzten vor allem in den Zwanziger und Dreißiger Jahren dem gesellschaftlichen Leben der Stadt Glanzlichter auf. Heute bestimmen dagegen sozialversicherte Kurgäste das Erscheinungsbild des Kur- und Heilbades an der Tauber, das in der Vergangenheit wie in der Gegenwart durch vielfältige Investitionen und Angebote seine Spitzenposition im Lande erreichte und aufrecht erhält und sich nach dem unlängst – wie überall in dieser Branche – rückläufigen Gästezahlen nun wieder im Aufwind befindet.

Die Errichtung der weitläufigen Wandelhalle 1935 (1992/93 saniert), Neubauten des Kurhauses bzw. Parkhotels (heute „Maritim“) 1964 und 1982, der Ausbau des Kurparks, die Einrichtung eines „Instituts für Gesundheitsbildung“ 1980 und die Organisation von Ärztekongressen an der Tauber sind nur einige von vielen Projekten in der eindrucksvollen Bilanz der Kurverwaltung. In den fortlaufenden Text sind auf besonders hervorgehobenen Seiten statistische Daten über die institutionelle und personelle Zusammensetzung des Verwaltungsrats der Kurverwaltung GmbH von 1948 bis heute, die chemische Analyse der Mergentheimer Heilquellen von 1991, die Kurgästezahlen von 1939 bis 1995, die Bad Mergentheimer Heilanzeigen sowie ergänzende Therapieformen der Kurortmedizin eingeschoben. Ein knapper Überblick über die Stadt Bad Mergentheim in ihrer Kulturlandschaft und eine kleine Chronik der Badgeschichte beschließen das gefällig gestaltete und mit teilweise farbigen Abbildungen versehene Bändchen.

*C. Bittel*

Der jüdische Friedhof Wankheim. Dokumentiert von Frowald Gil Hüttenmeister in Zusammenarbeit mit Elke Maier und Jan Maier (Beiträge zur Tübinger Geschichte, Bd. 7), Stuttgart (Theiss) 1995. 303 S., 153 Abb.

Joachim Hahn, Steigfriedhof Bad Cannstatt, Israelitischer Teil (Friedhöfe in Stuttgart, Bd. 4; Veröffentlichungen des Archivs der Stadt Stuttgart, Bd. 60), Stuttgart (Klett-Cotta) 1995. 119 S., 99 Abb.

Der jüdische Friedhof Wankheim im Landkreis Tübingen besteht seit 1774, wobei die ältesten erhaltenen Grabsteine auf 1789 (ungesichert) und 1798 datieren. Auf ihm wurden Juden aus Wankheim, Tübingen und Reutlingen beerdigt. Insgesamt sind noch 138 Grabsteine erhalten, dazu Fragmente von zwei weiteren und ein Gedenkstein für die 14 von den Natio-

nalsozialisten ermordeten Mitglieder der Tübinger Gemeinde. Auf einem Foto von 1932 ist ein weiterer, heute nicht mehr existierender Grabstein abgebildet, der unter der Nr. 140 (S. 236) beschrieben wird. Die letzte Belegung erfolgte im Mai 1941.

Diese Dokumentation beinhaltet keine Geschichte der Juden in Wankheim, da nach Frowald Gil Hüttenmeister hierfür umfangreiches Material vorhanden ist, welches eine eigenständige Untersuchung verlangt. Der zeitlichen Einordnung dient daher eine „Chronologie des jüdischen Friedhofs“, die neben kurzen Bemerkungen zu einzelnen Jahren ausführlicher anhand einzelner Aktenstücke den Streit um den Kauf des Geländes nachzeichnet und somit ein Beispiel für Streitigkeiten zwischen der Ortsgemeinde und der Jüdischen Gemeinde liefert. Als letzte Eintragungen werden die Friedhofsschändungen von 1950, 1986 und 1989 erwähnt.

Den Hauptteil des Buches macht die eigentliche Dokumentation der Grabsteine aus. Diese beinhaltet nicht nur die Inschriften samt Übersetzungen und jeweils ein Foto, sondern liefert ausführliche biographische Angaben zu den Verstorbenen. Diese Angaben umfassen, soweit sie zu ermitteln waren, den bürgerlichen und hebräischen Namen, Geburtsdatum und -ort, die Eltern, Trauung und Ehepartner, Kinder und Enkel, Todesdatum und -ort, Todesursache, Beerdigungsdatum, Gräber von Verwandten, Bemerkungen sowie Quellen und Literatur. Dadurch wird der lebensgeschichtliche Hintergrund der verstorbenen Person schlaglichtartig erleuchtet. Außerdem eröffnen sich vielfältige Möglichkeiten zur weiteren Forschungsarbeit, etwa zu den Heiratskreisen oder der Kindersterblichkeit.

Am Beispiel des Grabsteines von Marx Reinauer (Nr. 49) soll verdeutlicht werden, welches umfangreiche biographische Material vom Autor zusammengetragen wurde: Marx (Mordechai) Reinauer wurde am 5. Juni 1821 in Mühringen im heutigen Landkreis Freudenstadt geboren. Sein Vater, Veit Reinauer, war Handelsmann. Er selbst ergriff den Beruf eines Graveurs und Optikers. Am 28. Juni 1859, also mit 38 Jahren, heiratete er die 31jährige Fanni (Vögele), eine geborene Reinauer, die ebenfalls aus Mühringen stammte. Beide hatten sieben Kinder, die allesamt in Mühringen geboren wurden, von denen aber mindestens drei im Kleinkindalter verstarben. Ein Sohn wanderte 1888 nach Amerika aus, eine Tochter wurde als 82jährige in Auschwitz ermordet. Marx Reinauer lebte seit 1871 in Tübingen und arbeitete zusammen mit seinem Schwager Leopold (Jehuda) Reinauer als Optiker. Er verstarb am 23. März 1881, morgens um 6 Uhr 45 in Tübingen. Seine Frau lebte noch bis 1919 und wurde dann ebenfalls auf dem Friedhof Wankheim beerdigt (Nr. 112). Da der Grabstein nur zum Teil erhalten ist, lassen sich zu seiner Gestaltung nur wenige Angaben machen. Unterhalb der hebräischen Inschrift, von der aber nur Spuren der letzten Zeile erkennbar sind, befindet sich eine kurze dreizeilige deutsche Inschrift.

An die Dokumentation der Grabsteine schließt sich ein umfangreicher Registerteil an. Hier finden sich u. a. ein chronologisches Register der Geburts- und Sterbedaten, eine Aufstellung der Lebensalter von in Wankheim beerdigten bzw. verstorbenen Personen (woraus erkennbar wird, daß allein 80 der insgesamt 235 Verstorbenen jünger als 2 Jahre waren!), ein Register der Berufe, Titel und Ämter sowie ein Orts- und Namenregister. An vier Karten wird die geografische Verteilung der Geburts-, Sterbe- und Trauungsorte der in Wankheim begrabenen Juden aufgezeigt. Die meisten Geburten entfallen dabei auf Wankheim selbst (89). Daneben finden sich aus der näheren Umgebung zum Beispiel Tübingen (18), Reutlingen (3) und Mühringen (8); aus der ferneren Umgebung sind unter anderem Öhringen (2), Bad Mergentheim, Schwäbisch Hall und Affaltrach (je 1) zu nennen. Aber auch München, Fürth in Mittelfranken, Landau in der Pfalz und Breslau sind mit je einer Person vertreten. Selbstverständlich enthält der Band auch einen Lageplan der Grabstellen.

Die Arbeit von Frowald Gil Hüttenmeister zum jüdischen Friedhof Wankheim ist eine der zahlreichen Friedhofsdokumentationen der letzten Jahre, und zwar eine, die umfassend informiert. Durch die beigegebenen Fotos ist die Entwicklung der Grabsteingestaltung des 19. und 20. Jahrhunderts nachzuvollziehen. Die darüber hinaus vorgelegten umfangreichen Angaben zu den einzelnen Personen liefern reiches Material für ortsgeschichtliche Untersu-

chungen über die Juden in Wankheim (und Tübingen). Alle Familienforscher finden hier grundlegende Angaben für ihre Arbeiten.

Kritisch zu vermerken bleibt jedoch das Fehlen eines kurzen Abrisses der Geschichte der jüdischen Gemeinde Wankheim. Dieser wäre zur besseren Einordnung des Friedhofs und der dort Begrabenen sehr hilfreich gewesen. Weder die kurze Chronologie des Friedhofs noch der Hinweis auf den Artikel von Wilhelm Böhringer zur Geschichte der israelitischen Gemeinde in Wankheim in den Tübinger Blättern 61 (1974) reichen dafür aus.

Störend wirken außerdem einige Ungenauigkeiten: Im Ortsregister steht „Breslau (Polen)“, gleichzeitig aber „Borek/Posen“ (S. 267) und „Grodzisko/Galizien (Polen)“ (S. 268). Entweder der Autor entscheidet sich für eine Provinzangabe inklusive heutiger Landesbezeichnung, dann müßte es „Borek/Posen (Polen)“ und „Breslau/Schlesien (Polen)“ heißen, oder er bezieht sich nur auf die heutigen Grenzen, dann müßte es jedoch „Borek (Polen)“ lauten. Bei den Karten zu den Geburts-, Sterbe- und Trauungsorten wäre es meines Erachtens sinnvoller gewesen, auf historische Grenzen zurückzugreifen, also in die Karte von Baden-Württemberg (S. 296) die Grenzen der damaligen Länder Baden, Württemberg und Hohenzollern (Preußen) einzuzeichnen. Das gleiche Problem stellt sich bei der Karte von Deutschland und seinen östlichen Nachbarn (S. 299): Da Breslau heute in Polen liegt, entsteht der Eindruck, als liege ein gebürtiger Pole in Wankheim begraben. In Wirklichkeit stammt der 1893 geborene Rudolf Glass, um den es hier geht, aus dem damals preußischen Zentrum Schlesiens und nicht aus Polen.

Das Werk Joachim Hahns über den israelitischen Teil des Steigfriedhofs in Bad Cannstatt ist der vierte Band einer Reihe zu Friedhöfen in Stuttgart, die vom Stadtarchiv Stuttgart in Verbindung mit dem Presse- und Informationsamt der Landeshauptstadt herausgegeben wird. Vom selben Autor sind bereits der zweite Band zum israelitischen Teil des Hoppenlauerfriedhofs (1988) und der dritte zum israelitischen Teil des Pragfriedhofs (1993) erschienen. Mit dem vorliegenden vierten Band ist die Beschreibung der historischen jüdischen Begräbnisstätten in Stuttgart somit abgeschlossen.

Joachim Hahn hat in den letzten beiden Jahrzehnten einige Arbeiten zur jüdischen Vergangenheit Baden-Württembergs vorgelegt, zu nennen wären etwa der Band „Synagogen in Baden-Württemberg“ von 1987 und die Monographie „Jüdisches Leben in Esslingen“ aus dem Jahr 1994. Er wird von Paul Sauer im Vorwort daher als „einer der profundesten Kenner der Geschichte der Juden in unserem heutigen Bundesland Baden-Württemberg“ (S. 7) bezeichnet.

Nach einigen einführenden Bemerkungen zur Methodik der Arbeit beginnt der Band mit einem kurzen Abriss zur Geschichte der jüdischen Gemeinde in Cannstatt, da hierüber bis dato noch keine eigenständige Monografie vorlag. Dieser Teil des Buches ist sehr zu begrüßen, da der Leser einige Hintergründe über die Juden in Cannstatt und deren ehemalige Lebenssituation erfährt. Hieran angeschlossen folgt eine Übersicht über die einzelnen Begräbnisstätten der Cannstatter Juden und die Geschichte des israelitischen Teils des Steigfriedhofs einschließlich einiger Besonderheiten, wie beispielsweise des (heute nicht mehr erhaltenen) Fensters für die Kohanim in der Friedhofs-Westmauer (Abb. S. 49) und einzelne Urnenbeisetzungen (S. 51). Die Feuerbestattung wird in konservativen und strenggläubigen Kreisen des Judentums abgelehnt und findet sich nur bei einigen liberalen Gemeinden. Diese in Cannstatt vorkommende Bestattungsart ist neben der Orgel in der Synagoge das deutlichste Anzeichen für den liberalen Charakter der Gemeinde. Es existierte darüber hinaus auch ein „Verein für fakultative Feuerbestattungen“, in dem der Fabrikant Eduard Marx sogar zeitweilig als Schriftführer tätig war.

Nun folgt der eigentliche Kern des Buches, nämlich die Vorstellung der einzelnen Personen, die auf dem israelitischen Teil des Steigfriedhofs beigesetzt wurden, in alphabetischer Reihenfolge. Joachim Hahn liefert zu den Bestatteten – soweit ermittelbar – Angaben zum Beruf, der letzten Adresse in Cannstatt, dem Geburtsort und -zeitpunkt, dem Todesdatum, der Verheiratung, dem Ehepartner, etwaigen Kindern und zum Erhaltungszustand des Grab-

steins. Insgesamt sind die biographischen Anmerkungen aber nicht ganz so ausführlich wie bei Frowald Gil Hüttenmeisters Dokumentation des Friedhofs Wankheim.

Den Abschluß des Bandes bilden zwei Karten zum Steigfriedhof, eine davon mit Angabe der Reihen- und Gräbernummern, sowie eine Bibliographie und ein Ortsregister. Dieser Anhang fällt bei weitem nicht so ausführlich aus wie derjenige zu Wankheim. Anders als die von Frowald Gil Hüttenmeister vorgenommene Einzelgrabdokumentation beschreibt Joachim Hahn die Personen, die auf dem Friedhof begraben sind und liefert daher zu den Grabsteinen nur summarische Angaben. Es werden deshalb auch nicht die einzelnen Grabinschriften aufgeführt und nur einzelne Grabsteine abgebildet, die beispielhaft deren Gestaltung vorführen.

Meines Erachtens wäre es wünschenswert gewesen, dem Band zusätzlich ein laufendes Register nach der Belegung der Grabstellen mit den Namen der Verstorbenen beizugeben. Dieses hätte den Umfang nur wenig erweitert und wäre hilfreich bei einer Ortsbesichtigung. Außerdem fällt unangenehm auf, daß auf den Seiten 17, 27 und 28 bei Querverweisen die Seitenangabe vergessen wurde. Insgesamt ist diese Friedhofsdokumentation als gelungen zu bezeichnen. Sie bietet reichliches Material für Regional- und Ortsforscher, nicht nur in Bad Cannstatt. So finden sich unter den Toten zum Beispiel auch gebürtige Bad Mergentheimer und Öhringer.

Die vorgestellten Bände von Frowald Gil Hüttenmeister und Joachim Hahn haben kleinere Schwächen, doch sind sie beide trotzdem empfehlenswert. Eine Synthese aus deren jeweiligen Stärken, also historischer Abriss der zugehörigen Gemeinde(n), Friedhofsgeschichte, Einzelgrabdokumentation, umfangreiche biographische Angaben und umfassender Anhang, würde beim Leser keine Wünsche offen lassen, allerdings die Arbeit für die Autoren noch zeitaufwendiger gestalten.

*J. Hoppe*

Andreas Maisch (Hrsg.), Die zweite Heimat. Heimbachsiedlung und Teurershof 1949–1998 (Veröffentlichungen des Stadtarchivs Schwäbisch Hall, Bd. 6) Schwäbisch Hall (Stadtarchiv Schwäbisch Hall) 1998. 156 S., zahlr. Abb.

Das Bändchen beschreibt die Entstehung einer Schwäbisch Haller Neubausiedlung nach dem Zweiten Weltkrieg und ihre Entwicklung bzw. ihren Ausbau bis 1998. Hier waren zunächst vor allem Sudetendeutsche und Deutsche aus den Balkangebieten abgesiedelt, die im Gefolge des Krieges ihre Heimat verloren hatten.

In einem einleitenden Teil gibt Mathias Beer einen allgemeinen Überblick zur jüngeren Forschungslage neuer Siedlungen in der Bundesrepublik. Während die Flüchtlingsforschung sich in den 1950ern zunächst mit der Kultur der Flüchtlinge sowie den Auswirkungen ihrer Einwanderung auf das Gastgebiet beschäftigt hatte – vor allem mit der Frage, ob die verschiedenen Gruppen nebeneinander herlebten oder ob die Integration gelingen würde – war das breite Interesse an diesem Thema ab Ende der 1960er erloschen: Die Integration war weitgehend vollzogen, daher fürchtete man den Ruch des „Revisionismus“. Seit den 1980ern ist eine neue Flüchtlingsforschung festzustellen, zeithistorisch und lokal orientiert, welche die Umstände des Eingliederungsprozesses vor Ort zu erkunden sucht.

Die Schwäbisch Haller Heimbachsiedlung wurde ab 1949 errichtet, als Siedler wurden v. a. früher in der Landwirtschaft Tätige akzeptiert. Landwirtschaftliche Elemente wie Ställe waren zunächst auch Elemente der Heimbachsiedlung. In der Mehrzahl fanden sich hier Menschen aus den Sudetengebieten, Schlesien, Bessarabien und Donauschwaben ein. In einem Chronikteil wird Entstehung und Ausbau der Siedlung dokumentiert, etwa die wachsende Infrastruktur, Läden, Kirchengemeinden, Kindergarten, Vereinsgründungen. Die eher als „anonym“ geltende Neubausiedlung „Teurershof“ in der Nachbarschaft der Heimbachsiedlung wurde ab 1975 in dichter Bebauung, auch mit Hochhäusern, erstellt, wobei die Planungen in der Öffentlichkeit heftig umstritten waren.

Die Studie, unter Mitwirkung mehrerer Autoren erstellt, gibt nicht nur eine Chronologie der Bauabschnitte und Ereignisse (Feste, Gemeinschaftsarbeiten, Vereinsgründungen, etc.), sie